

# mitfühlen

Lothar Kuld

## 1. MITGEFÜHL UND GEFÜHLLOSIGKEIT? TEXT UND GEGENTEXT

„Als ich verkündet bekam, dass ich in die [Werkstätten für Behinderte] kam, war ich nicht so begeistert. ‚Behinderte, na toll‘, habe ich gedacht und außerdem habe ich befürchtet, dass ich meine Arbeit nicht bewältigen kann, weil ich es dort psychisch nicht aushalte. Jetzt aber bin ich sehr froh, dass ich in [diesen Werkstätten] war. Ich habe gelernt, mit Behinderten umzugehen, ohne Mitleid zu haben. Sie sind glücklich mit ihrem Leben und brauchen es nicht. Sie brauchen Hilfe und Unterstützung, ein offenes Ohr, Verständnis, aber kein Mitleid. Ich glaube, ich habe jetzt auch etwas mehr Geduld. Wenn man hundertmal ein und dasselbe erzählt bekommt, ist man nahe am Ausrasten; aber ich habe gemerkt, wie gut das Zuhören tut. Und die Behinderten sind auch nicht blöd. Sie sind langsam, haben eine schlechte Konzentration, oder sind unflexibel, aber sie haben Gefühle. Mehr vielleicht als jeder ‚normale‘ Mensch. Dass die Martina aus meiner Gruppe geweint hat, weil ich nach zwei Wochen nicht mehr da bin. Wo passiert einem das sonst noch? Wo fragt einen jemand, ob man Schmerzen oder Angst hat, nur weil man gerade mal etwas müde ist? Der Michi hat’s getan“ (Vanessa).

Die Schülerin Vanessa schreibt diesen Bericht, nachdem sie zwei Wochen lang in einer Einrichtung für geistig behinderte Jugendliche ein Sozialpraktikum ihrer Schule absolviert hatte. Sie ist begeistert von der Unmittelbarkeit der Gefühle der Menschen, mit denen sie dort gearbeitet hat, und bringt diese Erfahrung in Gegensatz zu ihren sonstigen Erfahrungen und fragt, wo einem sonst soviel Menschlichkeit noch begegnet.

Unwillkürlich drängt sich einem ein drastischer Gegentext auf, den Primo Levi, ein Überlebender des KZ Auschwitz, niedergeschrieben hat:

„Pannwitz ist hochgewachsen, mager und blond; er hat Augen, Haare und Nase, wie alle Deutschen sie haben müssen, und er thront fürchterlich hinter einem wuchtigen

Schreibtisch. Ich, Häftling 174517, stehe in seinem Arbeitszimmer, klar, sauber und ordentlich, und mir ist, als müsste ich überall, wo ich hinkomme, Schmutzflecken hinterlassen.

Wie er mit Schreiben fertig ist, hebt er die Augen und sieht mich an.

Von Stund an habe ich oft unter verschiedenen Aspekten an diesen Doktor Pannwitz denken müssen. Ich habe mich gefragt, was wohl im Innern dieses Menschen vorgegangen sein mag ... Seit ich wieder ein freier Mensch bin, wünsche ich mir besonders, ihm noch einmal zu begegnen, nicht aus Rachsucht, sondern aus Neugierde auf die menschliche Seele.

Denn zwischen Menschen hat es einen solchen Blick nie gegeben. Könnte ich mir aber bis ins Letzte die Eigenart jenes Blickes erklären, der wie durch die Glaswand eines Aquariums zwischen zwei Lebewesen getauscht wurde, die verschiedene Elemente bewohnen, so hätte ich damit auch das Wesen des großen Wahnsinns im Dritten Reich erklärt.

Was wir alle über die Deutschen dachten und sagten, war in diesem Augenblick unvermittelt zu spüren. Der jene blauen Augen und gepflegten Hände beherrschende Verstand sprach: „Dieses Dingsda vor mir gehört einer Spezies an, die auszurotten selbstverständlich zweckmäßig ist. In diesem Fall gilt es festzustellen, ob nicht ein verwertbarer Faktor in ihm vorhanden ist“ (Primo Levi 2002, 127f.).

## 2. ZUR GESCHICHTE DER UNTERDRÜCKUNG DES MITGEFÜHLS

In beiden Texten geht es um Mitgefühl, mal ist es ganz da, mal fehlt es ganz. Offensichtlich ist das möglich. Sein Fehlen hat ethisch verheerende Folgen. Wenn es fehlt, ist die Selektion von Menschen in brauchbare und nicht brauchbare möglich. „Das Mitgefühl ist die in uns eingebaute Schranke zum Unmenschlichen“, schreibt der Psychoanalytiker Arno Gruen. Und er sieht in der Unterdrückung des Mitgefühls eine der Ursachen für die Katastrophen des 20. Jahrhunderts. Die Unterdrückung des Mitgefühls, also der Haltung, dass mir das Schicksal eines anderen Menschen nicht gleichgültig ist, erkläre auch, weshalb Menschen, die anderen hätten helfen können, nicht geholfen haben, und die etwas hätten sagen können, geschwiegen haben.

„Erziehung nach Auschwitz“ (Theodor Adorno) – Synonym für die Katastrophe des 20. Jahrhunderts – wäre in dieser Perspektive Erziehung zu Mitgefühl. Genau darum ist es nach Arno Gruen in unserer Zivilisation nicht gut bestellt. Die Geschichte der Unterdrückung des Mitgefühls sei tief in unserer Mentalität verwurzelt. Sie ziehe sich wie ein roter Faden durch unsere Geschichte – man denke nur an Nietzsches Hohn über „die Mitleidigen“ – und setze sich im Umgang mit unseren Kindern fort. Wer meint, diese Mentalität sei Vergangenheit, lese das allbekannte und vom Verlag als „der erfolgreichste Erziehungsratgeber“ beworbene Buch „Kinder fordern uns heraus“ von Rudolf Dreikurs und Vicki Soltz (aktuellste Auflage Stuttgart 2008 – erstmals 1964).

Dreikurs und Soltz warnen Eltern eindringlich vor zu viel Mitgefühl oder gar Mitleid und begründen das so:

„Irgendwann im Leben jedes Einzelnen spielen sich Tragödien ab. Von uns als Erwachsenen erwartet man, dass wir sie akzeptieren und das Beste aus der Situation machen. Unsere natürliche Neigung ist, in einer tragischen Situation Mitleid mit einem unschuldigen Kind zu fühlen. Unser gut gemeintes Mitleid kann jedoch viel schädlichere Wirkungen haben als die Tragödie selbst. Ein Kind, das dadurch gelernt hat, sich selbst leid zu tun, wird unfähig, seine Verantwortung auf sich zu nehmen, wenn es mit den Lebensaufgaben konfrontiert wird ... Es wird ihm schwerfallen, ein produktives Mitglied der Gesellschaft zu werden, weil seine Aufmerksamkeit völlig auf sich selbst gerichtet ist und auf das, was ihm vermeintlich zusteht“ (Dreikurs 2008, 265f.).

Wenn wir zugestehen, dass Mitleid und Mitgefühl verschiedene Dinge sind, dann lohnt es sich, das Verständnis beider Begriffe bei Dreikurs zu lesen: „Leid zu fühlen für das, *was* geschah, ist Mitgefühl. Leid zu fühlen für einen, *dem* es geschah, ist Mitleid.“ Und genau das, Leid für einen Menschen, für das Kind, das da vor einem steht, ein solches Leid und Mitleiden soll man nicht fühlen. Man soll sich auf die Sache konzentrieren. Und deshalb heißt das Gebot dieses unglücklichen Ratgebers schwarzer Pädagogik: „Du sollst nicht fühlen wie du fühlst. (!) Du sollst dich vielmehr in die Lage deines Kindes hineindenken und mit ihm nach Lösungen suchen und es instand setzen, sich selbst zu helfen.“ Der zweite Satz ist nachvollziehbar, der erste nicht. Er redet Eltern ein, sie machen etwas falsch, wenn sie zu ihrem Gefühl stehen. Eltern beweisen nach diesem Ratgeber Stärke, wenn sie zeigen, dass nichts ihnen etwas anhaben kann. Tatsächlich mimen sie eine Pose, von der sie meinen, dass eine mitleidlose Gesellschaft sie ihnen abverlangt. Der Pannwitz-Blick, den Primo Levi beschreibt, kann das. Er empfindet für den konkreten Menschen vor sich kein Mitleid. Er fühlt, ob er diesen Menschen für irgendetwas gebrauchen kann, natürlich fühlt er, aber es ist ihm gleichgültig, dass da ein Mensch vor ihm steht.

### **3. MITGEFÜHL – MITLEID – COMPASSION**

Viel kommt in dieser Diskussion natürlich darauf an, was man unter Mitgefühl und Mitleid versteht. Der französische Philosoph Comte-Sponville hat in seinem wegen des Titels überraschenden Buch „Ermutigung zum unzeitgemäßen Leben. Ein kleines Brevier der Tugenden und Werte“ (1996) Mitleid als Tugend beschrieben. Mitleid sei zunächst einmal schlecht, weil es Leiden bedeute. Und Leiden sei immer schlecht. Nehme man aber das griechische Wort für Mitleid, „*sympatheia*“, sehe der Sachverhalt schon anders aus. Sympathisch wollen alle sein. Und Sympathie für jemanden zu empfinden, sei doch etwas Schönes. Mitleid sei, sagt Comte-Sponville, mehr als ein Gefühl, es sei eine Haltung, nämlich die Haltung, dass mich das Schicksal und die Hilfsbedürftigkeit

eines anderen Menschen nicht gleichgültig lässt und ich ihm helfe, aus welchen Gründen auch immer er in seine Lage gekommen sein mag. Mitleid ist also eine Haltung, die mich zu engagierter Mitmenschlichkeit drängt.

In der Theologie der Gegenwart hat Johann Baptist Metz wie kein anderer Theologe und keine andere Theologin auf das Mitgefühl und die „Mitleidenschaft“, so übersetzt er den aus dem Spanischen und Englischen bekannten Begriff der „compassion“, als den Grundbegriff des Christentums hingewiesen. Die Mystik des Christentums, sagt Metz, ist eine Mystik der „Mitleidenschaft“ (Compassion), in der ich mich vom Leid der anderen anrühren lasse und daraufhin engagiere. Der Imperativ des Christentums laute: „Aufwachen, die Augen öffnen.“ Und Metz fährt fort: „Das Christentum ist kein blinder Seelenzauber. Es lehrt nicht eine Mystik der geschlossenen, sondern eine Mystik der offenen Augen. Im Entdecken, im Sehen von Menschen, die im alltäglichen Gesichtskreis unsichtbar bleiben, beginnt die Sichtbarkeit Gottes, öffnet sich seine Spur“ (Metz 1997, 57). Jesu Blick habe in erster Linie nicht der Sünde, sondern dem Leid des Menschen gegolten. Jesusnachfolge sei ein Weg der Compassion. Dieser Weg sei freilich abenteuerlich. Er bedeute, für andere da zu sein, noch bevor man überhaupt etwas von ihnen hat.

Diese Compassion, schreibt Metz, schickt uns

„an die Front der politischen, der sozialen und kulturellen Konflikte in der heutigen Welt. Fremdes Leid wahrzunehmen und zur Sprache zu bringen, ist die unbedingte Voraussetzung aller zukünftigen Friedenspolitik, aller neuen Formen sozialer Solidarität ... Was wäre im ehemaligen Jugoslawien geschehen, wenn die dortigen Ethnien, ob christlich oder muslimisch geprägt, nach diesem Imperativ der Compassion gehandelt hätten? Wenn sie sich also nicht nur der eigenen Leiden, sondern auch der Leiden der anderen, der Leiden ihrer bisherigen Feinde erinnert hätten? Wie viel unsägliches Leid wäre vermieden worden? ... Und nur wenn auch unter uns – in der neuen EU – eine von dieser Compassion inspirierte politische Kultur zunimmt, wächst die Aussicht darauf, dass Europa eine blühende, nicht eine brennende multikulturelle Landschaft sein wird, eine Friedenslandschaft und nicht eine Landschaft implodierender Gewalt, also nicht eine Landschaft eskalierender Bürgerkriege“ (Metz 2000, 13 f.).

#### **4. ZUM SCHULISCHEN SOZIALPROJEKT „COMPASSION“**

Religionsunterricht ist kein Ethikunterricht. Es geht um Religion. Sie muss aber, darauf hat Ludwig Rendle in seinen Publikationen immer hingewiesen, praktisch werden (Rendle 2006; 2007). An den Katholischen Freien Schulen in Deutschland wurde erstmals ein Sozialprojekt entwickelt, das Compassion heißt und inzwischen an vielen Orten, auch an staatlichen Schulen, realisiert wird. Kerngedanke dieses Projekts ist die pädagogische Überzeugung, dass die erlebnispädagogische Maßnahme eines Sozial-

praktikums auf längere Sicht zu veränderten Verhaltensbereitschaften und Haltungen wie Kommunikation und Kooperation mit Menschen, die aus welchen Gründen auch immer auf die Hilfe anderer angewiesen sind, führt, wenn sie mit Unterricht verknüpft ist, der informierend, reflektierend und bewertend auf Erfahrungen im Praktikum vorbereitet oder nachträglich eingeht.

#### **4.1 Durchführung**

Zu diesem Zweck gehen die SchülerInnen dieser Schulen während des Schuljahres in der Regel zwei Wochen lang in eine soziale Einrichtung, z. B. in Altenheime, Krankenhäuser, Behindertenwerkstätten, Obdachlosenheime, Kindergärten, Bahnhofsmissionen und Ähnliches. Das Praktikum ist für alle Schülerinnen und Schüler der Klasse verpflichtend. Ein Lehrer, eine Lehrerin koordiniert die Einsatzplätze. Die LehrerInnen besuchen die SchülerInnen am Praktikumsort und begleiten sie vorbereitend und reflektierend in ihrem Fachunterricht.

Diese Begleitung der Praktika geschieht an Compassion-Schulen in mehr oder weniger allen Fächern. In Geschichte können die SchülerInnen etwas über Hospize oder soziale Gesetzgebung oder Euthanasie erfahren, im Deutschunterricht ist z. B. die Lektüre des Erfahrungsberichts von Fredi Saal „Warum sollte ich jemand anderes sein wollen?“ (2002) möglich, der Biologieunterricht erklärt das Down-Syndrom oder regt zur sachkundigen Auseinandersetzung mit gegenwärtiger Genforschung an, der Sportunterricht kooperiert mit Behinderten, der Kunstunterricht regt eine künstlerische Auseinandersetzung mit den im Praktikum gemachten Erfahrungen von Hell und Dunkel oder den ästhetischen Klischees von Leben und Tod, Jungsein und Altsein an.

#### **4.2 Theologische Verankerung**

Der Religionsunterricht hat die Chance, dass seine Themen durch das Praktikum „geerdet“ werden. Solidarität mit „den Armen“, biblisch „den Geringsten“, den Marginalisierten und Übersehenen; der Appell an Gerechtigkeit und Barmherzigkeit, Menschlichkeit und Mitleidenschaft in der jüdischen Ethik (Amos 5) und der Ethik Jesu (Lk 10; Mt 25); das Bekenntnis zum barmherzigen Gott im Islam; Bhakti im Hinduismus und Buddhismus; zentrale Themen des Religionsunterrichts wie die Frage nach dem Sinn menschlichen Lebens, die Theodizeefrage, die Frage nach Glück und gelingendem Leben, nach Lebensanfang und Lebensende; Fragen der medizinischen Ethik, der Bioethik, der Sozialethik; die Geschichte und Gegenwart von Caritas und Diakonie – all diese noch nicht einmal vollständig aufgezählten Themen und Inhalte des Religionsunterrichts bieten vielfache Chancen, Erfahrungen aus den Sozialpraktika mit dem Unterricht zu verknüpfen.

### 4.3 Probleme und Perspektiven

Natürlich gibt es auch SchülerInnen, die sich mit dem Praktikum schwertun. Ein Schüler, der in einem Haus für Obdachlose sein Praktikum absolviert hat, berichtet: „Einmal versteckte Herr B. eine Flasche Korn in der Einfahrt des Heims, und wir konnten beobachten, wie er sie in wenigen Zügen leerte ... Die meisten [der Obdachlosen] waren durch jahrelangen Alkoholkonsum nicht mehr zu einem normalen Dasein befähigt. Viele waren einfach kaputt. Sie nutzten die Sozialhilfe und die Möglichkeit auf Übernachten aus. Von dem Geld, das sie bekamen, gingen sie zum nächsten Penny-Markt und kauften Chantré. Ihre ständige Trunkenheit hat auf mich einen bleibenden Eindruck hinterlassen. Ich hätte vorher nie gedacht, dass man einen Alkoholiker nicht re-sozialisieren kann.“ Und er schreibt weiter: „Ich habe gelernt, wie kaputt jemand sein kann, und dass die Menschen in meiner Einrichtung alles andere als dankbar für die Hilfe waren, die ihnen angeboten wurde.“ Daraus folgt für den Schüler nun: „Ich würde kein Sozialpraktikum mehr machen und ich finde es auch nicht sinnvoll, weil's nichts bringt, jemanden zu Nächstenliebe zu zwingen.“

Was hätte der Schüler tun sollen, als er den Mann die Schnapsflasche austrinken sah? Das ist die Frage, die die LehrerInnen ihm zu stellen hätten. In unserem Kontext können wir fragen: Warum hat der Schüler kein Mitgefühl? Vieles ist denkbar. Im Kontext des Milieus, dem der Schüler entstammt, mag Alkoholismus ein selbstverschuldeter Makel und ein (selbstverschuldetes) Laster sein. Dann hätte dieses Milieu ihn gehindert. In einer amerikanischen Untersuchung hat Robert Wuthnow beschrieben, dass in Kirchengemeinden die Hilfsbereitschaft gegenüber Menschen vorhanden ist, wenn sie als „anständig“ eingeschätzt wurden und man sichergehen konnte, dass sie unverschuldet in ihre Notlage geraten waren. War das nicht der Fall, wurden sie ausgegrenzt.

Das Samaritergleichnis (Lk 10, 25-37) erzählt in einem biblischen Kontext Ähnliches. Da gehen die religiösen Eliten, Priester und Levit, an dem „halbtot“ daliegenden Menschen vorüber. Sie tun dies vermutlich aus religiösen Gründen, denn Tote galten als unrein. Der Samariter kennt solche Bedenken nicht und er handelt spontan. Er sieht und geht hin und wird so, wie Jesus in der Auslegung dieser Erzählung sagt, dem unter die Räuber Gefallenen zum Nächsten. An Priester und Levit kann man lernen, dass Religion Handeln auch verhindern kann. Vom Samariter wird gesagt, es habe ihm den Magen umgedreht, als er den halbtoten Menschen sah. Der Nächste – eine Pointe dieser Geschichte – ist ihm nicht ein Volksgenosse oder ein Verwandter, sondern der Mensch, dem er sich zuwendet. Der Nächste ist demnach potenziell jeder Mensch.

Das Christentum hat dieses Konzept des Nächsten und der Nächstenliebe stark gemacht und es hatte seine stärksten Phasen sicher immer dort gehabt, wo sich Christen

diesen halbtoten, an den Rand gedrückten Menschen, die manchmal nur noch ein Schatten ihrer selbst sind, zugewandt haben. Sie glaubten an das, was Jesus „ewiges Leben“ nennt. Wenn man aufhört, Leben auszusortieren, dann gibt es theologisch gesehen den Tod nicht mehr. Biologisch betrachtet unterliegt das Leben der Selektion. In einer religiösen Deutung des Lebens, die Jesus anbietet, ist es nicht so. Da ist jedes Leben, auch das zerstörte und scheinbar tote, Leben. Ihm wendet sich der Samariter, von Mitgefühl überwältigt, zu.

LITERATUR:

Comte-Sponville, Andre (1996), Ermutigung zum unzeitgemäßen Leben. Ein kleines Brevier der Tugenden und Werte, Reinbek bei Hamburg.

Dreikurs, Rudolf / Soltz, Vicki (2008), Kinder fordern uns heraus. Wie erziehen wir sie zeitgemäß? Stuttgart, aktualisierte Ausgabe.

Gruen, Arno (\*2001), Der Verlust des Mitgefühls. Über die Politik der Gleichgültigkeit, München.

Kuld, Lothar (2003), Compassion – Raus aus der Ego-Falle, Münsterschwarzach.

Levi, Primo (<sup>1</sup>2002), Ist das ein Mensch? Ein autobiographischer Bericht, München (<sup>1</sup>1958).

Metz, Johann Baptist (1997), Die Autorität der Leidenden. Compassion – Vorschlag zu einem Weltprogramm des Christentums, in: Süddeutsche Zeitung 296 (24. 12. 1997) 57.

Ders. / Kuld, Lothar / Weisbrod, Adolf (Hg.) (2000), Compassion. Weltprogramm des Christentums. Soziale Verantwortung lernen, Freiburg i. Br.

Naurath, Elisabeth (2007), Mit Gefühl gegen Gewalt. Mitgefühl als Schlüssel ethischer Bildung in der Religionspädagogik, Neukirchen.

Rendle, Ludwig (Hg.) (2006), Mehr als reden über Religion. 1. Arbeitsforum für Religionspädagogik. Dokumentation, hg. von der Pädagogischen Stiftung Cassianum in Donauwörth, Donauwörth.

Ders. (Hg.) (2007), Ganzheitliche Methoden im Religionsunterricht, München.

Saal, Fredi (2002), Warum sollte ich jemand anderes sein wollen? Erfahrungen eines Behinderten, Neumünster.